

Michael Domsgen

## Religionspädagogik und Familie

Die Religionspädagogik hat den Lernort Familie lange Zeit vernachlässigt. Vor allem evangelische Religionspädagogik hat sich in den vergangenen Jahrzehnten besonders auf den Lernort Schule konzentriert und dabei speziell den Religionsunterricht im Blick gehabt. Die familiäre Verankerung der Schülerinnen und Schüler wurde vorausgesetzt, in Regel ohne sie gesondert zu thematisieren (und wo sie nicht gegeben war, wurde ihr Fehlen kritisiert). Das führte zu einer Fokussierung religionspädagogischen Arbeitens auf unterrichtliche Prozesse in der Schule und – unter dem Stichwort Gemeindepädagogik – in der Gemeinde. Nichtintentionale Lernprozesse, wie sie sich vor allem in der Familie abspielen, wurden auffallend wenig reflektiert. Familie kam vor allem als Grundlage gemeindlichen und schulischen Arbeitens in den Blick.<sup>1</sup>

Zwar wusste man vom Grundsatz her, dass Religion sich nicht von selbst entwickelt<sup>2</sup>, dass selbst elementare Begriffe wie Gott vom Kind nicht allein gefunden werden können. Man wusste, dass ein Kind in der Familie seine Primärsozialisation erfährt und dass dies auch bei der religiösen Entwicklung so ist. Die Beschäftigung damit blieb jedoch lange ein Nebenzweig religionspädagogischer Forschung.

Eine – mehr oder minder starke – christliche Sozialisation wurde schlichtweg vorausgesetzt. Wenn die Familie trotzdem Erwähnung fand, dann oft unter der Defizitperspektive. Es wurde geklagt, dass Kinder und Jugendliche nicht mehr genügend Impulse für die Glaubensentwicklung in ihren Familien erhielten.

---

1 Vgl. Wolf-Eckart Failing, Religiöse Erziehung in der Familie, in: Gottfried Adam / Rainer Lachmann (Hg.), Gemeindepädagogisches Kompendium, Göttingen 1987, 199–232; Martin Koschorke, Familie als Lebenshintergrund in der Gemeinde, in: ThPr 10 (1975), 122–132; Klaus Harms, Die Familie als Aufgabe kirchlicher Verkündigung, Wuppertal 1986.

2 Friedrich Schweitzer, Lebensgeschichte und Religion. Religiöse Entwicklung und Erziehung im Kindes- und Jugendalter, Gütersloh 1999, 183. Schweitzer verweist hier auf Langeveld, der bereits 1959 betonte, dass religiöse Entwicklung »eine ›bedingte Entwicklung‹ (ist; M.D.), die abhängig ist von gewissen durch die Erziehung gebotenen Bedingungen« (ebd.). Es ist kein Zufall, dass der Religionspsychologe Hans-Jürgen Fraas zu den wenigen evangelischen Theologen gehört, die die Bedeutung der Familie im Rahmen der religiösen Erziehung klar erkannt und benannt hat. Vgl. ders., Die Religiosität des Menschen. Ein Grundriß der Religionspsychologie, Göttingen 1993; »Christlich erziehen – menschlich erziehen«. Mit kleinen Kindern die Spuren Gottes erfahren, Gera 2000.

Bereits bei Martin Luther lässt sich diese Defizitperspektive erkennen. Zwar wusste er von der herausragenden Bedeutung der Familie als Lernort des Glaubens und engagierte sich für deren Stärkung, sah aber in den Familien seiner Zeit wenig Potenzial für eine christliche Erziehung: »Aufs erste, sind etliche auch nicht so fromm und redlich, daß sie es täten (sc. die Kinder erziehen und lehren, M.D.), ob es sie gleich könnten, sondern, wie die Strauße, härten sie sich auch gegen ihre Jungen und lassen's dabei bleiben, daß sie die Eier von sich geworfen und Kinder gezeugt haben ...

Aufs andere, so ist der größte Haufe der Eltern leider ungeschickt dazu und weiß nicht, wie man Kinder ziehen und lehren soll. Denn sie haben selbst nichts gelernt, außer den Bauch zu versorgen, und gehören sonderliche Leute dazu, die Kinder wohl und recht lehren und ziehen sollen.

Aufs dritte, ob gleich die Eltern geschickt wären und wollten's gern selbst tun, so haben sie vor andern Geschäften und Haushalten weder Zeit noch Raum dazu, also daß die Not zwinget, gemeine Zuchtmeister für die Kinder zu halten, es wollte denn ein jeglicher für sich selbst einen halten.«<sup>3</sup>

Bis in die 90er Jahre des letzten Jahrhunderts hinein wird die Familie im religionspädagogischen Diskurs auffallend selten thematisiert. Wenn dies geschieht, so wird vor allem benannt, was Familie heute nicht mehr zu leisten vermag, ohne dass genauer nach dem Wandel der von ihr ausgehenden Sozialisation und Erziehung geforscht würde.<sup>4</sup> Eine Ausnahme bildet Ulrich Schwab, der 1995 eine qualitative empirische Untersuchung zur Tradierung von Religiosität im Generationenprozess vorgelegt und auf die modernen Formen von »Familienreligiösität« hingewiesen hat.<sup>5</sup>

1998 hat Christian Grethlein schließlich eine erste Gesamtdarstellung von »Religionspädagogik« vorgelegt, die außer dem Lernort Schule prinzipiell gleichberechtigt die Lernorte Familie, Gemeinde und Medien berücksichtigt.<sup>6</sup> Dadurch erhielt die Familie ein neues Gewicht, ohne dass es jedoch schon zu einer religionspädagogischen Theoriebildung zur Familie gekommen wäre.

---

3 Martin Luther, An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1524), in: Karl Ernst Nipkow / Friedrich Schweitzer (Hg.), Religionspädagogik. Texte zur evangelischen Erziehungs- und Bildungsverantwortung seit der Reformation, Band 1, München 1991, 46–50, hier 49.

4 Vgl. Karl Ernst Nipkow, Bildung als Lebensbegleitung und Erneuerung. Kirchliche Bildungsverantwortung in Gemeinde, Schule und Gesellschaft, Gütersloh 1990, 263–300, benennt Aufgaben christlicher Erziehung für die Familie, ohne die Veränderungen im familialen Bereich aufzuzeigen.

5 Vgl. Ulrich Schwab, Familienreligiösität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen, Stuttgart/Berlin/Köln 1995.

6 Vgl. Christian Grethlein, Religionspädagogik, Berlin/New York 1998.

Seitdem sind einzelne Studien erschienen, die sich diesem Desiderat widmen.<sup>7</sup> In den Jahren 2000–2002 wurde an der Universität Tübingen das Forschungsprojekt »Religiosität und Familie« als interdisziplinäre Untersuchung durchgeführt. Ziel war es, Möglichkeiten zur Untersuchung von Wirkungen religiöser Erziehung in der Familie in religionspädagogischer, kinder- und jugendpsychiatrischer sowie kriminologischer Hinsicht zu entwickeln sowie erste Erkenntnisse dazu zu gewinnen. Sie wurden 2005 veröffentlicht.<sup>8</sup> Ich selbst habe 2004 eine Arbeit zum Thema »Familie und Religion« vorgelegt, die auf der Grundlage der bis dahin vorliegenden Forschungsergebnisse eine erste Zusammenfassung und Perspektivierung versucht.<sup>9</sup> 2005 erschien eine Arbeit, in der Regine Froese die christlich-muslimische Familien untersucht.<sup>10</sup>

In der katholischen Religionspädagogik wird das Familienthema wesentlich intensiver bedacht.<sup>11</sup> Allerdings hat auch dort dieser Themenbereich noch nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden.

Bis heute allerdings fehlt eine umfassend ausgearbeitete religionspädagogische Theorie, die die Bedeutung der Familie untersucht und fundamentale Aussagen zu familialen Leistungen und Begrenzungen in der religiösen Entwicklung formu-

---

7 Vgl. z.B. Jochen Kinder, *Das Verhältnis der Eltern zum schulischen Religionsunterricht. Studien zu elterlichen Motiven, Erwartungshaltungen und Stellenwertzuschreibungen unter besonderer Berücksichtigung der Situation in Ostdeutschland*, Diss. Uni Leipzig 2002. Interessant sind auch die Referate einer Tagung zur erzieherischen Kompetenz und religiösen Entwicklung in der Schule: Evangelische Akademie Baden, *Wenn Dich Dein Kind fragt ... Erzieherische Kompetenz und religiöse Erziehung in der Familie*, Karlsruhe 1998. Praxisorientierte Impulse finden sich bei Hartmut Rupp, *Familiäre Rituale und kirchliche Familienbildung*, in: ders. / Christoph Th. Scheilke / Heinz Schmidt (Hg.), *Zukunftsfähige Bildung und Protestantismus*, Stuttgart 2002, 210–225; Rainer Lachmann, *Religionspädagogische Vorüberlegungen zur kirchlichen Arbeit mit Familien*, in: Johannes Blohm (Hg.), *Kinder herzlich willkommen. Kirche und Gemeinde kinder- und familienfreundlich gestalten. Ideen und Beispiele*, München 1996, 201–206.

8 Vgl. Albert Biesinger / Hans-Jürgen Kerner / Gunther Klonsinski / Friedrich Schweitzer (Hg.), *Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven*, Weinheim/Basel 2005.

9 Vgl. Michael Domsgen, *Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie*, Leipzig <sup>2</sup>2006.

10 Regine Froese, *Zwei Religionen – eine Familie*, Gütersloh 2005.

11 Vgl. hier z.B. Albert Biesinger, *Kinder nicht um Gott betrügen. Anstiftungen für Mütter und Väter. Ein Ratgeber*, Freiburg/Basel/Wien <sup>12</sup>2001; ders. / Herbert Bendel (Hg.) *Gottesbeziehung in der Familie. Familienkatechetische Orientierungen von der Kindertaufe bis ins Jugendalter*, Ostfildern 2000; Norbert Mette, *Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung. Vorbereitende Studien zu einer Religionspädagogik des Kleinkindalters*, Düsseldorf 1983; ders., *Religionspädagogik*. Düsseldorf 1999; Martin Friedrich Schomaker, *Die Bedeutung der Familie in katechetischen Lernprozessen von Kindern. Eine inhaltsanalytische Untersuchung von Konzepten zur Hinführung der Kinder zu den Sakramenten der Beichte und der Eucharistie*, Münster 2002; Jörn Hauf, *Familienbiografische Katechese: unterwegs mit Familien in der Erziehungsphase*, Ostfildern 2004. Schwierigkeiten ergeben sich in der katholischen Religionspädagogik an eignen Stellen durch die Verwendung eines normativen Familienbegriffs. Dadurch sieht man sich an vielen Stellen genötigt, unter religionspädagogischer Perspektive die Gleichwertigkeit der verschiedenen Familienformen ausdrücklich zu betonen.

liert. Dabei ginge es auch darum, die Spezifik der einzelnen Lernorte (Familie, Schule, Gemeinde, Medien) zu beschreiben und Klarheit zu schaffen über deren Zuordnung zueinander.<sup>12</sup>

Im Folgenden sollen Eckpunkte religionspädagogischen Nachdenkens über die Familie benannt und grundlegende Perspektiven dazu aufgezeigt werden. Dabei orientiere ich mich an drei Leitfragen. Zuerst soll markiert werden, warum die Familie stärker in das Blickfeld gerückt werden sollte. Danach wird die Familie als Lernort des Glaubens beschrieben, um abschließend einige religionspädagogische Herausforderungen zu skizzieren.

## 1. Warum die Familie stärker in das Blickfeld rücken?

### 1.1 Pädagogische Annäherung: familiensoziologische Befunde – »Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird«

Wer über die Familie nachdenkt, muss sich zuerst darüber im Klaren sein, was er unter einer Familie versteht. Zwar besteht Einigkeit über deren große Bedeutung: Die Familie ist die grundlegende Sozialisationsinstanz. Hier erhält ein neugeborener Mensch die früheste und nachhaltigste Prägung seiner Persönlichkeit. Aber eine allgemein anerkannte Definition von der Familie gibt es nicht.

Was ist nun konstitutiv für Familie? Im pädagogischen Verhältnis, das die ältere gegenüber der jüngeren Generation eingeht, liegt ein Schlüssel für heutiges Familienverständnis.

Die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz nennt drei Kriterien, durch welche sich die Familie von anderen Lebensformen unterscheidet, und zwar in allen Kulturen und zu allen Zeiten<sup>13</sup>:

1. die biologisch-soziale Doppelnatur aufgrund der Übernahme der Reproduktions- und zumindest der Sozialisationsfunktion,
2. ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis (vgl. hier die spezifische Rollenstruktur) und
3. die Generationsdifferenzierung.

Und Karl Lenz formuliert zusammenfassend: »Der zentrale soziale Sachverhalt, der mit dem Begriff der Familie zum Ausdruck gebracht wird, liegt also darin, dass die Generationendifferenzierung durch die Übernahme und das Innehaben

<sup>12</sup> Zu Impulsen dafür aus der Geschichte der Religionspädagogik vgl. M. Domsgen 2006, 295–301.

<sup>13</sup> Vgl. Rosemarie Nave-Herz, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 2002, 15.

einer Mutter- und/oder Vater-Position im Lebensalltag des Kindes generiert wird.«<sup>14</sup>

Deshalb setze ich das pädagogische Grundverhältnis zwischen den Generationen als konstitutiv an. Ob dann Kinder (und Eltern) leiblich sind oder nicht, ist erst einmal nicht grundlegend. Auch die gemeinsame Haushaltsführung ist kein ausschließliches Kriterium. Entscheidend sind die Generationenbeziehungen, die sich in der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung konkretisieren. Diese implizieren ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, das sich in unterschiedlichen Familienformen konkretisieren kann. Prägnant formuliert wird das in der Erklärung eines Kindes: »Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird.«

Die besondere Aufgabe der Familie liegt in der absichtsvollen Einflussnahme der älteren auf die jüngere Generation. Auch an anderen Orten – z.B. in der Schule oder der Kirchengemeinde – versucht die ältere auf die jüngere Generation einzuwirken. Aber die Familie unterscheidet sich deutlich von den anderen Orten, weil sie viel früher prägend wirkt, weil in ihr – viel stärker als in der Schule oder der Gemeinde – die ganze Persönlichkeit zum Tragen kommen kann und weil Inhalte sofort rückgekoppelt sind an Verhalten. In der Familie wird primär über Beziehungen gelernt.

Die Familie ist die wichtigste Lebensform im privaten Sektor, auch wenn sich das Zusammenleben in einem Familienhaushalt auf kürzere Abschnitte des Lebenslaufs beschränkt. Die Bedeutung der Familie für den Einzelnen hat in den letzten Jahrzehnten sogar stetig zugenommen. Schätzten 1980 68% die Familie als »sehr wichtig« ein, waren es 1998 bereits 80%. In Ostdeutschland stieg dieser Wert von 1993 bis 1998 von 82% auf 85%.<sup>15</sup> Diese Hochschätzung geht quer durch alle Altersgruppen. So belegte die neuste Shell-Jugendstudie, dass die Jugendlichen die Familie als sehr bedeutend für ihr persönliches Glück bewerten. 72% der Befragten sind der Meinung, dass man eine Familie braucht, um glücklich leben zu können. (Nur eine Minderheit von 17% glaubt, alleine genauso glücklich leben zu können, 10% sind in dieser Frage noch unentschieden.)<sup>16</sup>

Allerdings folgt aus der Hochschätzung der (Herkunfts-)Familie nicht mehr selbstverständlich die Gründung einer eigenen Familie. »Kinder bekommen die Leute sowieso«, meinte noch Konrad Adenauer. Die gegenwärtige Geburtenrate von 1,4 Kindern pro Frau markiert jedoch deutlich, dass diese Selbstverständlichkeit nicht mehr gilt.

---

14 Karl Lenz, Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen, in: Friedrich W. Busch / Rosemarie Nave-Herz (Hg.), Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung, Oldenburg 2005, 9–31, hier 16.

15 Vgl. Stefan Weick, Steigende Bedeutung der Familie nicht nur in der Politik. Untersuchung zur Familie mit objektiven und subjektiven Indikatoren, in: Informationsdienst Soziale Indikatoren 22 (1999), 12–15.

16 Vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.), Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, Hamburg/Frankfurt/M. 2006, 50.

Überhaupt ist Familie nicht statisch, sondern dynamisch zu sehen. Sie ist nicht das Flaggsschiff, das unbeirrt seine Bahnen zieht. Sie ist kein Gegenpol der Gesellschaft, in dem beispielsweise christlicher Glaube überdauern könnte, auch wenn sich die Gesellschaft tiefgreifend wandelt. Vielmehr agiert sie *relativ* autonom, d.h. sie wird von ihrer Umgebung geprägt, setzt aber nicht alles eins zu eins um, sondern verarbeitet die Impulse aus dem sie umgebenden Kontext familienspezifisch.

So wie sich die Gesellschaft insgesamt wandelt, wandelt sich auch die Familie. Einige grundlegende Wandlungstendenzen seien kurz benannt, z.B.

- nimmt der Verbindlichkeits- und Verpflichtungscharakter der Ehe deutlich ab,
- werden die Familieneinheiten kleiner,
- nimmt die Pluralisierung der familialen Lebensformen zu,
- wächst die Bedeutung der außerfamilialen Kinderbetreuung
- und werden die strukturellen Schwierigkeiten, mit denen Familien zu kämpfen haben, nicht kleiner.<sup>17</sup>

Allerdings wäre es schlicht falsch, von einem Verfall der Familie zu sprechen. Im längeren historischen Vergleich zeigt sich vielmehr eine »Wiederkehr der Vielfalt« bzw. eine »Wiederkehr der Unbeständigkeit«<sup>18</sup>. Schon vor und zu Beginn der Industrialisierung gab es eine große Vielfalt von familialen Lebensformen. Das hing mit den in der Regel kürzeren Lebenszeiten der Eltern sowie den schlechteren ökonomischen Bedingungen zusammen. Heute sind es andere Faktoren, die die Pluralität und Unbeständigkeit bedingen. Deshalb zeigt sich der Wandel in genau diesen Faktoren und nicht in den Tatbeständen größerer Vielfalt und Unbeständigkeit.

An einem zentralen Punkt jedoch überwiegt im familialen Bereich ein Kontinuum. Mit Familie verbindet sich der Gedanke der Beständigkeit. Das Ehesystem – oder allgemeiner formuliert: die Partnerbeziehung – kann sich auflösen, »das Eltern-Kind-System nicht ... Es kann lediglich seine Form verändern.«<sup>19</sup> Mit »Familie« wird eine besondere Form der Beziehung beschrieben, die sich im Lebensalltag manifestiert.

---

17 Vgl. die knappe Zusammenstellung der Entwicklungen im familialen Bereich bei Michael Domsgen, »Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird«. Zur Bedeutung der Familie für die Theologie – Überlegungen aus religionspädagogischer Perspektive, in: ThLZ 131 (2006), 468–486; ähnlich auch Rüdiger Peuckert, Zur aktuellen Lage der Familie, in: Jutta Ecarius (Hg.), Handbuch Familie, Wiesbaden 2007, 36–56.

18 Trutz von Trotha, Zum Wandel der Familie, in: KZfSS 42 (1990), 452–473, 453 hier 455.

19 Rosemarie Nave-Herz, Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland, in: dies. 2002, 45–70, 63. Zur Kritik an dieser These vgl. K. Lenz 2005, 17.

*Warum also die Familie stärker in das Blickfeld rücken?* Um der Kinder und der Eltern willen! Zum einen weil die Menschen selbst der Familie einen so hohen Stellenwert einräumen. Es scheint, als würden die sich verschärfenden ökonomischen Zwänge diese Entwicklung noch verstärken.

Zum anderen im Blick auf unsere Gesellschaft: Weil die Familie – sozialisationstheoretisch gesehen – eine grundlegende Instanz ist. Die in der Kindheit erfahrenden Prägungen bestimmen alle weiteren Sozialisations- und Bildungsprozesse. Die hier vermittelten Basiserlebnisse sowie die dazugehörigen Interpretationsmuster bleiben ein Leben lang relevant und können niemals völlig ausgeblendet oder negiert werden.

Zum dritten auch im Blick auf die Kirche: Wir beobachten heute wieder – laut Religionsmonitor 2008 – eine verbreitete hohe Religiosität. Nahezu »flächendeckend korrespondiert hohe Religiosität mit einer intensiven religiösen Sozialisation im Kindesalter und in der Herkunftsfamilie – und auch wenn Personen erst im Erwachsenenalter zu einer intensiven religiösen Praxis finden, geht das stets mit Kindheitserfahrungen mit Religion einher.«<sup>20</sup> Dieses Ergebnis wird vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD noch massiver formuliert: »Frühkindliche Sozialisation ist entscheidend.«<sup>21</sup>

Wer in seinem Leben nicht frühzeitig als Kind oder spätestens als Jugendlicher mit Kirche, Religion und Glauben in Berührung kommt, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit kaum eine Chance, in späteren Lebensjahren ein positives Verhältnis zu Kirche und Religion zu entwickeln. Dies gilt über die innere Einstellung hinaus für die Beteiligung am kirchlichen Leben überhaupt und insbesondere an den Gottesdiensten«, lautet die erste These des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD unter der Überschrift »Konzentration auf die Zukunft!«.

## 1.2 *Theologische Annäherung: Familienbeziehungen als Beschreibungsmuster für die Gottesbeziehung*

Unter religionspädagogischer Perspektive ist diese Stärkung des Eltern-Kind-Verhältnisses sehr genau zur Kenntnis zu nehmen, bietet sich hier doch einer der wenigen direkten Anknüpfungspunkte an die biblisch-theologische Tradition.

Innerhalb der biblischen Tradition spielt die familiäre Einbettung des Einzelnen eine wichtige Rolle. Allerdings kennt die Bibel keinen unserem heutigen Verständnis von Familie entsprechenden Begriff. Der dort verwendete Terminus »Haus« ist viel weiter gefasst als unser heutiger Familienbegriff. Weder im Alten noch im Neuen Testament ist von Familie im Sinne nur einer bestimmten Familienform die Rede. Schon deshalb sollte man sich davor hüten, eine bestimmte

---

20 Armin Nassehi, *Erstaunliche religiöse Kompetenz. Qualitative Ergebnisse des Religionsmonitors*, in: Bertelsmann Stiftung, *Religionsmonitor 2008*, Gütersloh 2008, 113–132, hier 127.

21 Sozialwissenschaftliches Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland, *Konzentration auf die Zukunft! 10 Fakten zur Situation der Kirche*, masch. 2007.

Konstellation im Sinne einer dem »Willen Gottes« gleichzusetzenden Form für theologisch geboten zu erklären. Vor allem im Neuen Testament zeigt sich ein Nebeneinander zweier deutlich voneinander zu unterscheidender Botschaften. Der Ruf, das Zusammenleben in der Hausgemeinschaft angesichts des nahenden Gottesreiches aufzugeben, stand neben der Aufforderung zur Stärkung des familialen Zusammenlebens. Nirgends jedoch wird eine Familienform theologisch aufgeladen. Anders steht es um die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern.

Familientheoretisch interessant ist, dass im Alten Testament die Beziehung Gottes zu seinem Volk vornehmlich in Metaphern formuliert wird, die aus dem familialen Bereich stammen. Menschliche Erfahrungen von Liebe und Treue dienen als Verstehenshorizont für die Gottesbeziehung – nicht umgekehrt. Auch Jesus wählte die Anrede »Vater« für Gott. Das familiale Zusammenleben wird also von seiner Funktion in den Blick genommen. Die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern besitzen eine hohe theologische Relevanz. Sie dienen als Beschreibungsmuster für die Gottesbeziehung.

Der biblische Befund unterstreicht den Zusammenhang zwischen Familien- und Gottesbeziehung. Dabei sind die familialen Beziehungen an sich nicht heilsrelevant, aber sie dienen der Verdeutlichung des Heilsgeschehens, indem die Beziehung zwischen Gott und Mensch in den Kategorien von »Vater«, »Mutter« oder »Bruder« beschrieben und damit anschaulich wird. Die Beschreibung des »himmlischen Vaters« kann nicht losgelöst von den Erfahrungen mit den »irdischen Vätern und Müttern« gesehen werden.

Dieser Zusammenhang wird auch durch die religionspsychologische Forschung klar belegt: Die Prägung des familialen Zusammenlebens hat einen entscheidenden Einfluss auf das Verständnis Gottes und die Profilierung des eigenen Glaubens.<sup>22</sup> Dabei geht es nicht nur um explizit religiöse Prägungen, sondern auch um die Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls. »Gottesvorstellungen sind nicht nur den Elternwahrnehmungen und Elternschemata ähnlich, sondern auch dem Selbstkonzept und anderen Persönlichkeitsmerkmalen.«<sup>23</sup> In diesem Sinn sind die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Familie von hoher theologischer Relevanz. Sie sollten deshalb möglichst genau zur Kenntnis genommen werden.

*Warum also die Familie stärker in das Blickfeld rücken? Weil die Beziehungen in der Familie in besonderem Maße dafür geeignet zu sein scheinen, das Verhältnis*

22 Vgl. Hartmut Beile, Kinder glauben anders. Religiosität in der Familie aus entwicklungspsychologischer Sicht, in: Albert Biesinger / Herbert Brendel (Hg.), Gottesbeziehung in der Familie. Familienkatechetische Orientierungen von der Kindertaufe bis ins Jugendalter, Ostfildern 2000, 44–72.

23 Bernhard Grom, Religionspsychologie, München<sup>3</sup>2007, 170. Grom führt weiter aus, dass »ein positives Selbstkonzept und Selbstwertgefühl den Aufbau und Erhalt der Vorstellung von einem liebenden Gott und ein negatives Selbstkonzept und Selbstwertgefühl das Bild von einem abweisend-straftenden Gott begünstigen.« (ebd.)

Gottes zu den Menschen plausibel zu machen. Gott will in Beziehung zu den Menschen sein. Das lässt sich auf der Grundlage familialer Beziehungen scheinbar besonders gut deutlich machen.

Sowohl pädagogisch als auch theologisch ist es angezeigt, der Familie mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Welche Rolle die Familie als Lernort des Glaubens spielt, soll in einem nächsten Schritt bedacht werden.

## **2. Welche Rolle spielt die Familie als Lernort des Glaubens?**

Der Familie kommt eine herausragende Bedeutung zu: Einerseits gilt sie als unwillkürliches Deutungsmuster. Die hier erfahrenen Prägungen wirken ein Leben lang fort und bilden einen Erfahrungsfundus, auf deren Grundlage zwischenmenschliche Beziehungen interpretiert werden. Das gilt auch in Glaubensfragen, wenn beispielsweise in der Anrede Gottes als »Vater« Erinnerungen und Erlebnisse aus der eigenen Familiengeschichte auftauchen. Andererseits erhält ein Mensch hier die früheste und nachhaltigste Prägung seiner Persönlichkeit. Auch das trifft ebenso auf die Religiosität zu. So belegen beispielsweise Kirchenbesuchserzählungen, dass die in Kindheit und Jugend ausgeprägten Beteiligungsmuster weitgehend stabil bleiben.

Interessant ist, dass fast alle Menschen, die im Rahmen der dritten EKD-Mitgliedschaftsumfrage interviewt wurden, auf die bewusst offen gehaltene Erzählaufforderung nach Kirche, Glaube, Christentum und Religion mit einer Erinnerung an diesbezügliche emotional bedeutsame Erfahrungen in ihren Herkunftsfamilien antworteten. Sie klopfen gleichsam ihre Biografie ab und suchten nach Erlebnissen, die sie damit in Verbindung bringen können. Religion wird also nicht inhaltsbezogen und auch nicht abgehoben von Lebensvollzügen, sondern von der Lebensgeschichte her beschrieben. Fragen nach Kirche und Glauben, nach Christentum und Religion erlangen erst in der lebensgeschichtlichen Verankerung eine persönliche Bedeutung.

Dieser Befund zwingt dazu, Chancen und Grenzen der Familie für die religiöse Erziehung genauer zu beschreiben und danach zu fragen, was von der Familie in dieser Hinsicht realistischerweise erwartet werden kann und wo die Grenzen der Leistungsfähigkeit liegen. Um hier Klarheit zu bekommen, ist es unerlässlich, zuerst über Eigenheiten und Zielstellungen religiöser Erziehung zu reflektieren. Dahinter steht die Frage nach dem Verhältnis von religiöser und allgemeiner Erziehung. Gehen beide ineinander auf oder sind sie voneinander zu trennen, wobei die religiöse Erziehung zur allgemeinen Erziehung hinzutritt?

## 2.1 *Notwendige Differenzierungen: Implizite und explizite religiöse Erziehung*

Religion ist kein Sonderbereich des Lebens, der zu allem anderen ergänzend hinzukommt. Religiöse Überzeugungen beziehen sich auf das Leben als Ganzes, auf seinen Grund und seine Grenzen. Religiöse Erziehung – und insbesondere diejenige im christlichen Glauben – beschränkt sich zudem nicht nur auf die Weitergabe von Glaubensinhalten. Vielmehr wird eine vom christlichen Glauben geprägte Grundhaltung gelernt, die maßgeblich auf der menschlichen Grunderfahrung basiert, unbedingtwünscht und angenommen zu sein.<sup>24</sup> Religiöse Erziehung vermittelt also eine bestimmte Einstellung zur Welt und zum Leben insgesamt. Die Grenzen zwischen religiöser Erziehung und allgemeiner Persönlichkeitsentwicklung sind fließend. Dies gilt auch für eine christliche Erziehung. Der christliche Glaube ist eine identitätsstiftende Praxis. Dabei geht es nicht nur um die Vermittlung von religiösen Praktiken und Vorstellungen, sondern um die Entwicklung einer Persönlichkeit, die sich bejaht weiß und sich deshalb frei entfalten kann. Dabei geschieht Subjektwerdung bzw. Identitätsbildung nicht einseitig, sondern im wechselseitigen Prozess zwischen dem Kind und seinen Bezugspersonen.

Nimmt man diese Grundbestimmung ernst, wird deutlich, dass zwischen einer impliziten und einer expliziten religiösen Erziehung zu unterscheiden ist. Vor allem in den ersten Lebensjahren – aber nicht nur! – geht es wesentlich darum, den Kindern Erfahrungen zu ermöglichen, die auf den ersten Blick gar nicht nach religiösen Erfahrungen aussehen, die aber dennoch dafür sorgen, dass die Wörter und Bilder unserer Kinder reich an Vorstellungen, Erinnerungen und Hoffnungen werden, die sie für die Verkündigung unseres Glaubens erst ansprechbar machen. Auf diese Weise kann ein Erfahrungsfundus gebildet werden, der dazu verhilft, explizit religiöse Aussagen zu deuten und emotional positiv nachzuempfinden.

Darüber hinaus sind Kinder jedoch darauf angewiesen, dass ihnen die religiöse Dimension explizit eröffnet wird. Sie benötigen Wörter, Sprache, Deutungsmuster und Praktiken, die Transzendenz benennbar und erfahrbar macht. Dabei können Eltern unterschiedliche Absichten verfolgen.<sup>25</sup> Bei der einweisenden religiösen Erziehung fördern sie eine ganz bestimmte Grundorientierung. Sie wird meist von Eltern gewählt, die von der Richtigkeit ihrer Glaubensposition überzeugt sind und deshalb auch ihre Kinder in diesem Glauben erziehen wollen. Anders ist es bei der hinweisenden religiösen Erziehung. Hier wird zwar die

---

24 Kinder spüren, ob ihre Eltern sich selbst als gewünscht oder geliebt erfahren. Sie merken den Unterschied, ob jemand sie lächelnd oder eher distanziert auf den Arm nimmt. Die Resonanzforschung weist auf wichtige Ergebnisse psychologischer Forschung hin, die allesamt zeigen, wie Kinder sich entwickeln in Resonanz auf elterliches Verhalten schon vor und erst recht nach der Geburt. Vgl. z.B. Joachim Bauer, *Warum ich fühle, was du fühlst*, Hamburg 2005.

25 Zur Differenzierung vgl. Günter R. Schmidt, *Religionspädagogik, Ethos, Religiosität, Glauben in Sozialisation und Erziehung*, Göttingen 1993, 131f.

Notwendigkeit einer Grundorientierung gesehen, aber unter Anbetracht der Relativität der eigenen Sicht ermöglicht man lediglich die Begegnung mit unterschiedlichen Sinn- und Wertannahmen, ohne die Wahrheitsfrage zu beantworten.

Religiosität entsteht nicht unvermittelt. Sie ist – pädagogisch gesprochen – auf Fremdsozialisation angewiesen. Gott gelangt für das Kind nur im Zusammenhang mit einer bestimmten kommunikativen Praxis zur Sprache. Wesentlich dafür sind die prägenden Personen. Es kommt auf die Beziehung an! Die Inhalte haben einen nachgeordneten Stellenwert. Sozialisationstheoretisch gesehen, kann explizite religiöse Erziehung nur im Kontext gelungener impliziter religiöser Erziehung agieren. Sie basiert auf der impliziten religiösen Erziehung und ist in sie eingebettet. Beides ist also begrifflich zu unterscheiden, kann jedoch nicht voneinander getrennt werden.

## 2.2 Zur Leistungsfähigkeit heutiger Familien als Lernort des Glaubens

Die Differenzierung zwischen impliziter und expliziter religiöser Erziehung verhilft dazu, die Möglichkeiten und Grenzen familialer religiöser Erziehung heute zu benennen, ohne gleich in das Lamento vom Ausfall religiöser Erziehung einstimmen zu müssen.

Die vorangegangenen Überlegungen haben deutlich gemacht, dass die Familie in einzigartiger Weise eine spürbare und erfahrbare Annahme der eigenen Person mit der Explizierung der religiösen Dimension im Reden und Tun verbinden kann.

Implizite religiöse Erziehung im Sinne einer dem Kind zugewandten Erziehung findet sich in heutigen Familien wesentlich stärker als früher. Der größtenteils anzutreffende kindorientierte Erziehungsstil ist dafür durchaus förderlich. Noch nie waren deshalb für die Mehrheit die Voraussetzungen so günstig, dass sich das Kind als angenommen und erwünscht erleben kann. Noch nie in der Geschichte Deutschlands hat es – trotz einzelner medial verbreiteter Gegenbeispiele und trotz verbreiteter Kinderarmut! – so viele Eltern gegeben, die sich für ihre Kinder einsetzen und sich in hohem Maße mit Erziehung auseinandersetzen.

Allerdings sind damit auch Schwierigkeiten verbunden. Das ist vor allem dann der Fall, wenn Eltern ihr Kind überfordern, etwa indem sie zu viel von ihm verlangen, weil sie das Bestmögliche auf den Weg bringen wollen oder aber indem sie nur noch die Stärkung der Persönlichkeit des Kindes im Blick haben und ihr Kind in höchsten Maße verwöhnen, ohne auch seine Sozialfähigkeit zu entwickeln.

Darüber hinaus ist damit zu rechnen, dass ca. ein Drittel der Familien dem kindorientierten Erziehungsziel nicht folgt. Zu der Gruppe gehören mehr geschiedene und alleinerziehende Elternteile sowie Mehrelternfamilien, also Mütter und Väter mit neuen Partnern und ggf. deren Kinder. Außerdem zeichnen sie sich durch einen geringeren Sozialstatus aus.

Ein weiteres Drittel der Eltern dürfte mit Erziehungsproblemen im Großen und Ganzen recht gut zurechtkommen, hat aber bei einzelnen sich zuspitzenden Konflikten Bedarf an Unterstützung.

Zudem gibt es strukturelle Hindernisse, die als permanente Bedrohung die Herausbildung von grundlegendem Vertrauen in das Leben einschränken. Neben Gefährdungen der Kinder im Alltag, etwa durch den Straßenverkehr, treten in vielen Familien Sorgen vor sozialem und ökonomischem Abstieg auf. Ebenfalls hinderlich ist die – besonders in Ostdeutschland – anzutreffende Tendenz, Kinder von vornherein auf Anpassung hin festzulegen. All das sind Hindernisse, die einer impliziten religiösen Erziehung entgegenstehen oder sie zumindest beeinträchtigen können.

Die größeren Schwierigkeiten ergeben sich jedoch bei der expliziten religiösen Erziehung. Sie findet in Westdeutschland bei der Mehrheit der Familien als hinweisende Erziehung statt und fällt praktisch bei dem Großteil der ostdeutschen Familien ganz aus. Gleichzeitig mangelt es an religiöser Ausdrucksfähigkeit in denjenigen Familien, die noch ein Verhältnis zu Religion haben.<sup>26</sup>

Familienreligiosität hat einen deutlich pragmatischen Charakter. Sie profiliert sich auf der Grundlage der vorhandenen Familientraditionen und den Anforderungen des Alltags.<sup>27</sup> Das alles geschieht weitgehend unreflektiert. Maßstab religiöser Partizipation ist die alltagspraktische und lebensgeschichtliche Relevanz. Religiöse Inhalte werden übernommen, soweit sie geeignet erscheinen, die individuelle Lebensausrichtung zu unterstützen. Unter der Familienperspektive ist die Stützung familialer Gemeinschaft von besonderer Bedeutung.

Religionspädagogisch ist das Zurücktreten erkennbarer Formen religiöser Praxis in der Familie von weitreichender Bedeutung, weil dadurch das religiöse Lernen am Modell im familialen Alltag immer schwieriger wird.

Insgesamt ist eine Tendenz zur Privatisierung zu erkennen. Religion ist »Privatsache«. Der Einzelne formt sich seinen Glauben aufgrund seiner persönlichen Bedürfnisse und lebensgeschichtlichen Vorgaben, die zum großen Teil familial bestimmt sind. Dies alles geschieht weniger auf der intellektuellen Ebene, also in bewusster reflexiver Auseinandersetzung, sondern unbewusst emotional. Festgemacht wird das oft an Vorbildern aus dem Familienkreis (Mutter, Vater, Großeltern).

Bei alledem stellt die mangelnde außerfamiliale Stützung in Sachen Religion ein gravierendes Hindernis dar. Positive Impulse und Anregungen werden kaum noch von außen gegeben. Die Familien sind in dieser Hinsicht weitgehend auf sich selbst verwiesen.

Explizite religiöse Erziehung ist jedoch in starkem Maße von dem Umfeld abhängig, in dem sie geschieht. Dieses Umfeld kann sowohl verstärkend als auch hemmend wirken.

---

26 Zur genaueren Analyse nach unterschiedlichen Dimensionen von Religiosität vgl. M. Domsgen 20, *Familie und Religion* (wie Anm. 9).

27 Vgl. U. Schwab, *Familienreligiosität* (wie Anm. 5).

Die Prägung des gesellschaftlichen Raumes ist also von herausragender Bedeutung. Wird es durch ein weitgehend areligiöses Klima bestimmt, sinkt die Wahrscheinlichkeit einer explizit religiösen Erziehung.

*Zusammenfassend lässt sich festhalten:* Wer die Familie als Lernort des Glaubens betrachtet, hat beide Dimensionen, sowohl die implizite wie die explizite religiöse Erziehung zu bedenken. Dabei ist eine Stärkung der allgemeinen Erziehungskompetenz genauso in den Blick zu nehmen wie die Fähigkeit zur Explizierung des Glaubens. Zudem kann es einem nicht gleichgültig sein, in welchem Kontext Familien agieren.

### 3. Herausforderungen

#### 3.1 Die Familie als Lernort des Glaubens stärken

Wenn man sich die Bedeutung der Familie als Lernort des Glaubens vor Augen führt, wird deutlich, dass die Familie unter religionspädagogischer Perspektive stärker beachtet werden muss.

Unter Familienperspektive lassen sich zwei Hauptperioden aufzeigen, in denen der Mensch in entscheidender Weise in seinem Verhältnis zur Religiosität allgemein sowie der christlichen Religiosität im Besonderen geprägt wird: Als Kind in der Herkunftsfamilie und als Elternteil in der eigenen Familie. Beide Phasen sind, wie nicht nur die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen zeigen, durch eine besondere Offenheit und die Bereitschaft zur Veränderung geprägt. Beide Phasen verdienen deshalb entschieden mehr Aufmerksamkeit in Religionspädagogik und Kirche. An dieser Stelle kann es nur um eine erste Perspektivierung gehen.<sup>28</sup>

Entscheidend bei allen Überlegungen dazu sind zwei Punkte:

Zum einen ist daran zu erinnern, dass Familie ein Sozialsystem ist, in das nicht direkt eingegriffen werden kann. Familien agieren relativ autonom. Sie werden durchaus geprägt durch die Einflüsse, die sie umgeben. Allerdings entscheiden sie familienspezifisch, welche Impulse auf welche Weise aufgenommen werden.

»Die Familie braucht Hilfe, aber es ist schwer, ihr zu helfen.«<sup>29</sup> Diese prägnante Aussage von Franz-Xaver Kaufmann gilt auch für den Bereich religiöser Familienerziehung. Grundsätzlich wird es also darum gehen müssen, Angebote für Familien so zu profilieren, dass sie auch von den Familien wahrgenommen werden können, also die Wahrscheinlichkeit von deren Inanspruchnahme noch

---

28 Vgl. detaillierter dazu: M. Domsgen, Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird, (wie Anm. 17).

29 Franz-Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, 164.

gegeben ist. Eine Garantie, dass diese Angebote dann auch wirklich genutzt werden, gibt es nicht.<sup>30</sup>

Zum anderen ist von vornherein die Verwobenheit von allgemeiner und religiöser Erziehung zu beachten. Die angesprochene Differenzierung zwischen impliziter und expliziter religiöser Erziehung hat dies bereits verdeutlicht. Letztlich geht es darum, dass Religion sich als Lebenspraxis zu beweisen hat, die hilfreich bei der Gestaltung des Familienlebens ist.

Unter diesen Prämissen stellen sich als grundlegende Aufgaben:

- den Blick zu weiten und die erzieherischen Kompetenzen von Eltern zu stärken (implizite religiöse Erziehung),
- die religiöse Kompetenz von Eltern und Großeltern zu fördern (explizite religiöse Erziehung in der Familie),
- familienunterstützende Angebote an anderen Lernorten (z.B. Kindertagesstätte, Schule) zu profilieren (Stärkung des außerfamilialen Kontextes).

Darüber hinaus sollten die bisherigen Anknüpfungspunkte im Verhältnis von Familie und Religion gut gepflegt werden (zu erinnern ist hier beispielsweise an die Kasualien). Gleichzeitig sind neue Anknüpfungspunkte zu suchen, wo die althergebrachten nicht mehr greifen (mit besonderer Dringlichkeit stellt sich diese Aufgabe für Ostdeutschland). Zu bedenken sind an dieser Stelle auch die Herausforderungen, die sich durch den Kontext einer multireligiösen Gesellschaft ergeben.

### *3.2 Die familiale Prägung an den anderen Lernorten stärker beachten*

Neben der Stärkung der Familie als Lernort des Glaubens sollte die familiale Einbettung des Einzelnen stärker berücksichtigt werden. An dieser Stelle kann die Differenzierung zwischen primären und sekundären Sozialisationsinstanzen hilfreich sein. Schule und Gemeinde beispielsweise sind an die Familie verwiesen. In ihr laufen alle Sozialisationsinflüsse zusammen. Deswegen führen Veränderungen in einem dieser Bereiche immer auch zu Veränderungen in den anderen. In besonderem Maße trifft das auf die Familie zu. Sie hat synthetisierende Funktion. In ihr laufen alle Einflüsse zusammen und werden familienspezifisch verarbeitet. Das bedeutet, sie können verstärkt oder abgeschwächt werden. Gleichzeitig gilt, dass die Familie die Lernvoraussetzungen für die anderen Lernorte maßgeblich prägt. Die Kinder im Kindergottesdienst, die Jungen und

---

<sup>30</sup> Integrative Angebote, also etwa das »Familiencafe« in einer Tageseinrichtung für Kinder werden Berichten zufolge angenommen. Vgl. Gerhard Schnitzspahn, *Der evangelische Kindergarten: ein religionspädagogischer Beitrag zur Neubestimmung des evangelischen Profils*, Stuttgart u.a. 1999 sowie die anderen Beiträge in diesem Band.

Mädchen in der Jungschar, die einzelnen Schülerinnen und Schüler in der Schule oder Konfirmandinnen und Konfirmanden in der Gemeinde sind nur dann wirklich, d.h. als ganze Person und Individuum im Blick, wenn ihre familienspezifischen Prägungen mitbedacht werden.<sup>31</sup>

Außerdem gilt, dass die außerfamilialen Lernorte im Zusammenhang zu sehen sind, schon deshalb, weil sie für die Kinder und Jugendlichen sowieso zusammengehören. Hinsichtlich der religiösen Erziehung bedarf die Familie außerfamilialer Anregungen und Unterstützungsleistungen. Die Familie darf also nicht nur als Leistungsträger gesehen werden, der unter Umständen den an sie herangetragenen Ansprüchen nicht gerecht wird, sondern im Interesse der Kinder und Jugendlichen als stützende Sozialisationsinstanz.

Dazu sollten jedoch die familialen Entwicklungen viel deutlicher wahrgenommen werden. Notwendig ist an dieser Stelle ein Perspektivenwechsel. Nicht nur Familie hat Leistungen für andere Lernorte zu erbringen. Auch umgekehrt gilt: Die sekundären Sozialisationsinstanzen haben sich im Hinblick auf die Familie als komplementäre Sozialisationsinstanzen zu verstehen.<sup>32</sup>

Bei den Medien lässt sich beobachten, wie effektiv eine solche Sichtweise ist. So werden Fernsehangebote nach familialen Bedürfnissen platziert, also beispielsweise am Sonntag Vormittag, wenn Eltern sich erholen wollen und gleichzeitig die Kinder beschäftigt werden müssen, oder am Abend, wenn Kinder vor dem Schlafengehen zur Ruhe kommen sollen. Diese Programmangebote werden in den Familienalltag integriert, weil sie stützend wirken.

Auch bei den anderen Lernorten lässt sich das aufzeigen. So spielt Kirche zu Weihnachten auch deshalb eine große Rolle, weil ihr Angebot zu diesem Fest die familialen Abläufe stützt und hilft, die Zeit bis zur Bescherung sinnvoll zu überbrücken und sich auf den gemeinsamen Abend einzustimmen. Der Kindergarten erhöht den Freiraum der Eltern und ermöglicht Kontakte zu Gleichaltrigen ohne besondere Verabredungen und Mobilitätsleistungen von Seiten der Eltern.

Beim Lernort Schule ist eine besondere Situation gegeben, weil hier eine Verbindlichkeit vorgegeben ist, sich also Familien dieser Sozialisationsinstanz nicht verschließen dürfen. Trotz dieser »vorgeschriebenen Relevanz« zeigt sich

---

31 Dass es nicht ausreicht, nur die Einzelperson zu sehen, und wie entscheidend die familiäre Einbindung ist, zeigt sich auch im Bereich der Seelsorge. Vgl. Christoph Morgenthaler, *Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtheorie für die kirchliche Praxis*, Stuttgart/Berlin/Köln 1999.

32 Zum Religionsunterricht am Lernort Schule vgl. Michael Domsgen, *Religionsunterricht und Familie in Ostdeutschland. Überlegungen zu einem vernachlässigten Verhältnis*, in: *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 57 (2005), H. 1, 65–77; ders., *Kaum gefragt, aber von grundlegender Bedeutung. Welchen Religionsunterricht finden Eltern eigentlich gut?*, in: *JRP* 22 (2006), 136–147; zum Lernort Gemeinde ders., *Familie und Gemeinde. Erste Überlegungen zu einer angemessenen Bestimmung ihres Verhältnisses in der Kybernetik*, in: *Pastoraltheologie* 95 (2006), H. 4, 160–171; *Welche Kirche braucht die Familie? Ansprüche und Bedürfnisse von Familien gegenüber Kirche*, in: *PTH* 96 (2007), 350–365.

auch hier, dass immer dann, wenn Schule familiale Interessen und Bedürfnisse aufnimmt, die Zusammenarbeit zwischen Familie und Schule besonders effektiv werden kann. Deutlich ist auch, dass viele Probleme im Überschneidungsbereich der beiden Lernorte liegen und nur gemeinsam bewältigt werden können.

#### **4. Familienorientierung als eine grundlegende Perspektive der Religionspädagogik**

Evangelische Religionspädagogik hat sich bisher mit der Familie eher schwer getan. Inzwischen lässt sich ein verstärktes Interesse gegenüber diesem Lernort beobachten. Notwendig sind jedoch weitere grundlegende Forschungen. Über die Tradierung und Profilierung von Religion im familialen Binnenraum ist noch zu wenig bekannt. Auch das Zusammenspiel von außerfamilialem Umfeld und innerfamilialem Profil ist noch nicht ausreichend erforscht.

Darüber hinaus verweist die Reflexion zur Familie auf die Bedeutung nicht-intentionaler Lernprozesse. Die Bedeutung der Beziehungsebene und damit verbunden die Dimension des emotionalen Lernens treten neu hervor. Dies gilt vom Grundsatz her auch für außerfamiliale Lernprozesse.

Gleichzeitig verdeutlicht die Beachtung der familialen Beziehung ein Grundphänomen christlichen Glaubens: Die Beziehung Gottes zu den Menschen lässt sich anscheinend besonders eindringlich auf dem Hintergrund menschlicher Beziehungen verdeutlichen. Die familialen Beziehungen zeigen, dass der Mensch ein Beziehungswesen ist. Er ist auf Gemeinschaft hin angelegt. Damit entspricht er zutiefst dem Wesen Gottes. Der göttlichen Beziehungshaftigkeit entspricht die menschliche. »Der Mensch ist als Ebenbild ... Gottes ein Beziehungswesen.«<sup>33</sup> Dieser Aspekt weitet den Blick auch über die Familienthematik im engeren Sinne hinaus, indem er eine Perspektive für religionspädagogisches Handeln auch für diejenigen eröffnet, die keine eigene Zielfamilie gründen, aber auch in Beziehungen leben, die ihnen wichtig sind. Dies hängt mit der Familienthematik zusammen, ist aber doch ein eigenes Feld.

Familienorientierung heißt nicht Vergötterung der Familie. Es heißt aber ein Ernstnehmen der Bedeutung familialer Beziehungen für den Einzelnen. Familie ist eine überaus stark prägende Sozialisationsinstanz – übrigens auch in dem, was sie nicht leistet. Sie bildet einen unwillkürlichen Deutungsrahmen, und das nicht nur in der Kindheits- und Elternphase, sondern ein ganzes Leben lang.

---

33 Hans-Jürgen Fraas, *Bildung und Menschenbild in theologischer Perspektive*, Göttingen 2000, 210.